[illegible] kleine Stadt.

Von [illegible]

Wie weit der Welt und Wahn geschieden
Du bist, alte, kleine Stadt,
Die [illegible] den [illegible] Frieden
Schimmer ferner Tage hat.

Still in ihren Mauern ruhen
Wie ein [illegible] Schwert,
Tat nach langen, [illegible]
Fahrten heim zur Schmiede kehrt.

Still durch ihre Gäßchen schleichen
Weile, wie's ein Träumer tut,
Wenn der Mond mit seinem weichen
Schein auf den Dächern ruht.

Wenn die Geister still verglimmen
Sind allein der Wächter wacht,
[illegible] mit ihren tiefen Stimmen
Glocken künden Mitternacht.

Die Friedensstifterin.

Von Ruby M. Ayres. Deutsch von A. Klingler.

Sie hatten über Nacht einen verzweifelten Streit gehabt — nur einen von den vielen, die langsam, aber sicher die Kluft zwischen ihnen erweiterten, seit jenem sonnigen Maitag, an dem sie sich selig vor Glück geheiratet hatten.

Zuerst hatten sie sich nach solch einem Streite geküßt und sich nach leidenschaftlicher Reue wieder vertragen; später hatte es sich manchmal tagelang hingezogen — und jetzt hatte Helene sich selber gesagt, es sei ihr völlig gleichgültig, wenn sie überhaupt nie mehr miteinander sprächen.

Sie hatten sich etwas Hals über Kopf verheiratet; ein zufälliges Zusammentreffen im Hause eines Freundes; ein starkes, gegenseitiges Gefallen; eine stille Hochzeit an einem Maimorgen und — Unglück.

Es gab Fehler auf beiden Seiten, aber der größte Fehler von allen war, daß keiner sich bemüht hatte, das nötige Ab- und Zugeben, das zwischen Eheleuten unerläßlich ist und ohne das keine Harmonie in der Ehe möglich ist, zu üben.

Robert war ein leidenschaftlicher Mann; er sagte, wenn er in Wut geriet, Dinge, die er hinterher bitter bereute. Aber gestern abend — als er aus dem Hause stürmte und die Tür heftig hinter sich zuschlug — sagte er zu sich selbst, daß es ihm völlig gleichgültig sei, wenn sie sich nie wieder sähen.

Er blieb die ganze Nacht aus. Helene lag all die Zeit wach in ihrem Bett und starrte erbittert und verärgert in die Dunkelheit, dabei vergebens auf seinen Tritt oder auf das Geräusch, das das Aufschließen der Haustür verursachte, lauschend. Als der erste Schimmer des Tageslichtes erschien, stand sie auf und zog die Vorhänge zurück.

Eine gelbschnablige Schwarzdrossel hüpfte auf dem Rasen umher; in den Bäumen zwitscherte es schläfrig in die Morgenstille hinein. Die Tränen schossen plötzlich in die Augen der jungen Frau, die in den schlafenden Morgen hinaussah, Bitterkeit und enttäuschte Illusionen im Herzen.

Zum ersten Male im Leben wünschte sie, daß sie auf die Mahnungen ihres Vormundes gehört hätte, als er dringend riet, zu warten und nicht so Hals über Kopf zu heiraten.

„Was weißt du eigentlich von diesem Mann?" hatte er sie gefragt. Und sie hatte vertrauensselig gelacht, und glühend in dem Gedanken an Küsse und leidenschaftliche Worte.

„Ich weiß, daß er mich liebt — daß er alles das ist, was gut und wahr ist."

Der alte Herr hatte sich nicht beirren lassen und hatte wieder gefragt:

„Wer ist er? Wo sind seine Angehörigen?"

Sie entzog sich damals seiner Antwort. — Weshalb? Sie fragte es sich selbst, als sie so dastand und in die graue Dämmerung hinausschaute. Und wie ein Schlag ins Gesicht kam ihr die Antwort: Weil sie nicht zugeben wollte, daß irgendwo auf dem Lande eine alte Mutter lebte, die sie beide zu stolz waren anzuerkennen.

Robert hatte von ihr gesprochen; hatte ihr zu verstehen gegeben, daß sein Vater unter seinem Stande geheiratet habe; daß seine Mutter nicht die Frau sei, mit der sie — Helene — zusammentreffen möge.

Und Helene hatte nicht weiter darüber nachgedacht. Sie dachte jetzt flüchtig, ob die Unstimmigkeiten und der Zwist in ihrer kurzen Ehe ihnen beiden als Strafe dafür gesandt waren.

Sie wandte sich vom Fenster ab und begann sich mechanisch anzukleiden. Die Härten der letzten Nacht kamen ihr wieder zum Bewußtsein. Sie begriff erst jetzt, daß Robert die ganze Nacht nicht zu ihr zurückgekehrt sei. Nun gut, wenn er nach Hause kam — das heißt, wenn er je zurückkehrte — so würde er finden, daß auch sie gegangen sei.

Ihr kleiner Reisekoffer war, als die Frühstückszeit herankam, fertig gepackt; ein Brief an ihren Gatten lag auf dem Schreibtisch. Während sie ihr Frückstück aß, tanzte die Freiheit lockend vor ihren Augen; hier war ihre Chance. Und doch lauschten Herz und Stirne auf ein Geräusch am Haustürschloß — nach einem wohlbekannten Tritt im Hausflur.

Sie legte den Hut auf und zog den Mantel völlig mechanisch an. Gerade, als sie den Schleier verband, ging ihr wie der Blitz eine Idee durch den Kopf: Roberts Mutter! — Sie wollte zu ihr gehen. Der Gedanke war halb aus Groll und halb aus einer Art verzweifelter Hoffnung geboren. Es würde Robert ärgern, das wußte sie; und doch wurde der Gedanke dringender; sie vollendete ihren Anzug mit zitternder Hast und ging hinunter. Dem Dienstmädchen sagte sie, sie mache einen Ausflug aufs Land; sie wisse noch nicht, wann sie wieder zurück sein könne; sie vergaß den Koffer, den sie gepackt und verschlossen in ihrem Zimmer stehen hatte; sie eilte in atemloser Hast davon.

Sie kannte den Namen des Dörfchens, in dem Roberts Mutter lebte; sie war zwar niemals dort gewesen, aber sie hatte die Adresse auf dem Briefumschlag gesehen, der den vierteljährlichen Scheck enthielt und der nach dem „Weißen Landhaus" gerichtet war.

Es war ein weiter, weiter Weg ins Land hinein. Doch endlich war die kleine Station erreicht. Ein schläfrig dreinschauender Schaffner musterte Helene neugierig, als sie ihre Fahrkarte abgab. Einige Kinder, die am Wege spielten und die sie nach dem Weißen Landhaus fragte, liefen ängstlich davon; ein sanfter Pony in einem Feld hörte auf, sein Gras zu kauen, und betrachtete sie nachdenklich über das niedrige Gitter; es war hier überall eine schläfrige Luft der Vergessenheit und der Ruhe.

Und dann brachte sie eine scharfe Biegung der Straße direkt vor das kleine Haus. Es war weiß gestrichen und hatte ein niedriges Dach, und ein schmaler, mit Muscheln eingefaßter Weg führte zu der grüngestrichenen Haustür. Helene ging fast schüchtern durch den kleinen Garten; ihr Herz klopfte zum Ersticken; sie hob die Hand, den Messingklopfer zu erfassen — und zögerte. Was sollte sie sagen, wenn sie Roberts Mutter gegenüberstand — jener Frau, die sie gering geschätzt und vernachlässigt hatte! Und sie hatte auch Robert darin bestärkt, ein gleiches zu tun.

In dem Gedanken lag ein plötzliches Entsetzen, und sie wandte sich zum Gehen, als die Tür hinter ihr sich öffnete und eine Frau heraustrat, auf deren runzeligem Gesicht der Frühlingssonnenschein lag. Sie war klein und gebeugt; sie trug ein schwarzes Kleid und ein weißes Spitzentüchlein, gar fein gefältet, um den Hals. Ihr glattgescheiteltes Haar glänzte silbern. Aber ihre Augen! Es war, als blicke Robert selbst sie an aus diesem Gesicht. Hätten sie sich irgendwo in der Welt getroffen, so hätte Helene sofort gewußt, daß dies Roberts Mutter sei. Für einen Augenblick sahen sich beide schweigend an.

„Ich bin Roberts Frau", stammelte Helene.

Sie wußte nicht, wie sie in das kleine Haus kam; es schien ihr alles verschwommen und unwirklich, bis sie sich in dem sonnigen Wohnzimmer wiederfand, wo Roberts Mutter ihre Hände in den ihren hielt.

„Es hat lange gedauert, bis du endlich kommst, mein Kind; aber ich fühlte stets, daß du — eines Tages kommen würdest."

Kein Wort des Vorwurfes — nur dieser gütige Willkommensgruß. Helene versuchte zweimal zu sprechen, aber die Stimme versagte den Dienst; dann entzog sie ihre Hände der älteren Frau mit einer Art Verzweiflung.

„Wir haben uns gezankt", sagte sie. „Robert und ich, wir haben uns gezankt. Deshalb bin ich gekommen."

Sie hätte alles darum gegeben, diese Worte zurücknehmen zu können, sobald sie gesprochen waren; schnell genug hatte sie den Ausdruck des Schmerzes in diesen Augen gesehen, die so sehr denen Roberts glichen. Eine Welle schier unerträglicher Scham überflutete sie; sie erhob sich.

„Ich hätte es Ihnen nicht sagen sollen; aber ich fühlte, als müsse es jemand sagen. Ich habe keine Mutter mehr; ich habe niemand, der mich verstehen will. Ich will ihn verlassen. Gestern abend hat er gesagt, er wünsche, wir hätten uns nie gesehen. Ich kann es nicht mehr ertragen. Ich wollte an diesem Morgen gehen, aber es trieb mich etwas, erst einmal zu Ihnen zu kommen. Ich gebe Robert nicht alle Schuld allein; Sie dürfen ihn nicht tadeln; es ist meine Schuld! Aber ach, wie habe ich ihn geliebt!"

Die Stimme versagte ihr, und sie brach in leidenschaftliches Weinen aus.

Die ältere Frau schwieg eine Weile; sie sah zum Fenster hinaus, an den blauen Hyazinthen vorbei auf die Straße hinaus. Aber in Wirklichkeit sah sie noch weiter hinaus — in eine Vergangenheit, wo auch sie jung und unglücklich war wie dieses junge Weib jetzt.

„Ich möchte dir gern eine Geschichte erzählen", sagte sie sanft, „eine wahre Geschichte, aus meinem eigenen Leben. — Ich war ein ganz armes Mädchen, als ich Roberts Vater heiratete. Er überwarf sich mit seiner ganzen Familie um meinetwillen. Sie waren alle sehr erzürnt über seine Heirat; aber er machte sich nichts daraus — denn er liebte mich über alles. Wir waren zu Anfang unserer Ehe — ach, über alle Begriffe glücklich; und es war meine Schuld, daß es nicht immer so blieb. Ich fing an eifersüchtig zu werden. Ich dachte, er bereue das, was er getan hatte; ich dachte, er wünsche zu seinen Freunden und Verwandten zurückzukehren und bereue, mich geheiratet zu haben. Wir zankten uns oft und vertrugen uns wieder; aber das Verhältnis zueinander war nie wieder, wie es vorher gewesen war. Eines Tages ließ ich mich hinreißen, ihm zu sagen, ich wünschte, ich brauchte ihn nie mehr wiederzusehen. Robert war damals noch ein kleines Bübchen; ich erinnere mich, wie er in seinem hohen Stühlchen am Tische saß und uns mit seinen ernsten Augen ansah. Ich höre es noch heute, wie er immerfort „Papa, Papa" rief, als sein Vater uns verließ. Ja, er nahm mich beim Wort. Aber er wandte sich um, ehe er das Zimmer verließ, und die letzten Worte, die ich je von ihm hörte, waren: „Eines Tages wird es dir leid tun!" Das sind nun beinahe dreißig Jahre her, und ich habe es bereut — an jedem Tage, in jeder Stunde meines Lebens. — Aber ich sah ihn niemals wieder."

Die sanfte, zitternde Stimme schwieg; die Stille der Tragödie füllte den Raum. Helenes Schluchzen hatte sich beruhigt; sie sah Roberts Mutter mit tränenfeuchtem Antlitz an.

„Er starb?" fragte sie atemlos.

„Ja". — Das war alles. — Mit plötzlichem, leidenschaftlichem Impuls schlang Helene die Arme um die kleine, einsame Gestalt.

„Oh, wie schrecklich — wie entsetzlich!" rief sie aus. „Aber Sie hatten Ihren Jungen — Sie hatten Robert."

Ein kleines, schmerzliches Lächeln glitt über das faltige Gesicht.

„Ja, bis du kamst; ich hatte ihn, bis du kamst."

Es war das erste Wort des Vorwurfes, das sie bis jetzt gesprochen.

Helene fühlte, wie eine große Scham sie überflutete; zum ersten Male begriff sie die Ungeheuerlichkeit dessen, was sie beide getan — sie und der Sohn, den diese Frau geboren hatte.

Sie glitt auf die Knie, die Arme noch immer um die gebeute Gestalt geschlungen— das Gesicht versteckt.

„Oh, es tut mir leid — so leid — verzeihe!"

„Es gibt nichts zu verzeihen", sagte Roberts Mutter und hob das tränennasse Gesicht auf, um es zu küssen.

„Du wirst zu ihm zurückkehren", flüsterte sie. „Du wirst zu ihm zurückgehen und es noch einmal versuchen. Es ist nicht zu spät; er liebt dich. Er liebt mich auch; aber er muß dich wohl noch mehr lieben, sonst hätte er mich nicht verlassen, wie er es getan hat."

„Es ist meine Schuld — meine Schuld", erwiderte Helene. „Es war um meinetwillen, daß er es tat."

Sie erhob sich, lächelte Roberts Mutter unter Tränen an und hielt ihr beide Hände entgegen.

„Wir werden beide — zusammen zu ihm zurückgehen", sagte sie. „Du und ich."

Und mit der alten Mutter als Friedensstifterin dämmerte diesen beiden jungen, irrenden Menschen eine neue, heitere Zukunft.

In der Pfalz.

Ein Bauer in Mundenheim in der Pfalz stand mit seinem Jungen am Fenster, als er von weitem die Gerichtsvollzieher kommen sah.

„Zaches — sagte er zu seinem Sohn — wann seller Mann dort kimmt, seggscht z'm: D' Vadder is nach Mannem!"

Mit diesen Worten verschwand der Bauer im Kleiderschrank.

Bald darauf kam der Mann des Gesetzes und fragte den Jungen nach seinem Vater:

„D'r Vadder is nach Mannem", sagte Zaches.

„So, is er? Wann kommt er denn von Mannem widder?"

Zaches geht an den Schrank und frägt den Vater:

„Vadder, wenn kimmst dann von Mannem widder?"

Kampfer aus Japan.

Eines der wichtigsten Staatsmonopole Japans ist die Kampfergewinnung auf der Insel Formosa. Die heutige Anbaufläche für Kampferbäume umfaßt gegen 17,000 Acres, und einzelne von den Bäumen sollen fünfhundert bis tausend Jahr alt sein. In den nächsten fünf Jahren sollen noch weitere große Flächen mit solchen Bäumen aufgeforstet werden, und etwa nach zwanzig Jahren würden dann deren Blätter zur Kampfgewinnung geeignet sein.

Der Vertreter.

Dem Englischen des A. Martin nacherzählt von [illegible].

Lord Eskumir legte seine Karten hin, sah die Uhr und sagte: „Verzeihen Sie, meine Herren, ich muß jetzt gehen."

Sir James Cameron sah ärgerlich auf: „Was soll das heißen! Sie sind nicht verheiratet — da gibt's gar keine Entschuldigung für ihr Fortlaufen."

„'ne richtige Versammlung!" sagte „Trotters" — wie ihn seine Freunde nannten.

„Sie sind doch nicht so blödsinnig, politische Versammlungen zu besuchen!" grunzte Sir James.

„Nee, das nicht," antwortete Eskumir. „Aber ich bin anerkannter Philanthrop. Sehen Sie, mein Onkel war doch so ein mächtiger Vereinsmeier, und als er starb, mußte ich ihm versprechen, alle seine Wohltätigkeitsgeschäfte weiterzuführen. Nun wollen mich die Menschen überall zum Präsidenten machen. Ich hab' ihnen die doppelten Beiträge angeboten, wenn sie davon absehen, aber es hat nichts genützt. Ich bin ein Opfer meines Namens. Die meisten halten mich sogar für meinen Onkel."

„So — und was gibt's heute?" knurrte Sir James.

„Im Holborn-Restaurant, im großen Saal, um drei Uhr — sagte mein Sekretär. Was war es denn noch?" — Eskumir griff in die Brusttasche. „Schlauer Junge, mein Sekretär — schreibt mir alle Reden fertig nieder — Sehen Sie hier: Verein der Vogelliebhaber! Na schön, es ist höchste Zeit!"

„Wenn ich Sie wäre, Trotters", sagte Reggie Joyce, während er sein Monokel putzte, „würde ich mir einen passenden Vertreter suchen und den für mich reden lassen."

„Leicht gesagt", antwortete Eskumir und verließ brummend das Klublokal. Da das Wetter sehr schön war, ließ er seinen Wagen nach Hause fahren und ging zu Fuß. Unterwegs merkte er, daß er seine Zigarrentasche vergessen hatte, und da es ihm unerträglich erschien, zwei oder drei Stunden nicht zu rauchen, betrat er den ersten besten Zigarrenladen.

Der höfliche Gehilfe legte ihm auf sein Verlangen die verschiedensten Sorten vor, aber Lord Eskumir griff ganz willkürlich ein paar Zigarren heraus, denn der junge Mann hatte plötzlich sein Interesse erregt. Durch einen Blick in den Spiegel hatte er festgestellt, daß sie sich beide sehr ähnlich sahen. Er sprach noch ein paar Worte mit dem Angestellten und stellte zu seiner Freude fest, daß Sprache und Benehmen des jungen Mannes durchaus gentlemanlike waren. Er mußte unwillkürlich an Reggies guten Rat denken.

Trotzdem machte er sich auf den Weg nach dem Holborn-Restaurant, wo er von dem gesamten Vorstand auf das devoteste und liebenswürdigste empfangen wurde.

Fünf Minuten später betrat er unter dem Beifall von hundert alten Jungfern und Witwen, die den Verein der Vogelliebhaber repräsentierten, das Podium. Zögernd und oftmals über ein Wort stolpernd, las er seine Rede ab und sank dann als gebrochener Mann auf einen Stuhl nieder.

Nach ihm hielt ein schrecklicher Dekan eine humoristisch gemeinte Ansprache, während der Eskumir pflichtschuldigst lächelte, und dann kam ein angeblich „sehr bekannter" Arzt an die Reihe, dessen Artikel von den Zeitungen stets wegen ihrer unerhörten Länge und Breite abgewiesen wurden. Fast eine Stunde peinigte er das Auditorium; endlich wurde er heiser und mußte aufhören.

Noch eine halbe Stunde mußte Eskumir aushalten und Lobreden über seine guten Werke anhören; dann war es überstanden, und er verließ nach einem rührenden Abschied das Gebäude mit dem festen Entschluß, nie wieder zu reden.

Er ging direkt nach dem Zigarrenladen, den er vor ein paar Stunden besucht hatte, und sagte zu dem Gehilfen, indem er ihm seine Karte gab:

„Wenn Sie ohne größere Arbeit mehr verdienen wollen, besuchen Sie mich morgen früh um zehn Uhr."

Pünktlich erschien der junge Mann am anderen Tag in Lord Eskumirs Wohnung.

„Das freut mich, Herr —"

„Rogers, Mylord", ergänzte der Jüngling mit einer höflichen Verbeugung.

„Angenehm, Herr Rogers. Aber hören Sie: Wenn ich Ihnen für eine etwa sechsstündige Arbeit wöchentlich 100 Mark bezahle, können Sie dann ein Geheimnis bewahren?"

Des jungen Mannes Augen glänzten. Er gab zu verstehen, daß er für solch ein Gehalt bereit wäre, ganz zu verstummen.

„Das möchte ich nun gerade nicht. Im Gegenteil!" sagte Eskumir. „Passen Sie auf: Ich muß eine Menge Versammlungen besuchen und Reden halten, habe aber eigentlich gar keine Zeit dazu. Nun sehen Sie mir riesig ähnlich und sprechen auch sehr gut. Ich wünsche also, daß Sie in diese Versammlungen gehen und mich vertreten."

„Aber, verzeihen Sie, Mylord, ich habe noch nie öffentlich gesprochen."

„Das macht nichts. Die Reden kriegen Sie fertig geliefert und brauchen sie nur abzulesen."

„Aber Ihre Freunde, Mylord, werden doch den Unterschied merken!"

„Seien Sie unbesorgt! Von meinen Freunden geht niemand in diese Versammlungen. Sie brauchen nur alle Hände drücken, die sich Ihnen entgegenstrecken werden, und alles über sich ergehen lassen. Mein Diener wird Sie einkleiden und stets nachsehen, ob alles tadellos ist. Denn daß ich auf Kleidung halte, wissen diese Leute."

Zehn Minuten später standen Lord Eskumir und Herr Rogers vor einem großen Spiegel.

„Na, gleichen wir uns nicht vollständig?" fragte der Lord. „Wollen Sie die Rolle übernehmen?"

„Ja, Mylord, mit Freuden!"

„Schön! Ihr Gehalt für den ersten Monat im voraus wird Ihnen mein Sekretär geben. Merken Sie sich nur: stets ein interessiertes Gesicht und ein verbindliches Lächeln!"

Die Sache klappte famos. Herr Rogers hatte entschieden schauspielerisches Talent. Seine Nachahmung der zögernden, ausdruckslosen Sprechweise des Lords war vollkommen. Der Sekretär, der den ersten Versammlungen beiwohnte, war voll des Lobes über den jungen Mann.

Als Rogers dem Lord jedoch eines Tages mit vor Stolz geröteten Wangen erzählte, daß er seine Reden jetzt auswendig hersage, und daß ein kirchliches Blatt sich bewundernd über die „glänzende Redeweise des bekannten Philanthropen Lord Eskumir" ausgesprochen habe, bat der Lord ihn dringend, das zu unterlassen.

Ein paar Monate ging es ruhig weiter. Kein Mensch ahnte, daß Lord Eskumir einen Doppelgänger hatte.

Aber eines Morgens, als der Lord im Bade saß, wurde ihm sein Sekretär gemeldet, der ihn in einer äußerst dringenden Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Ein paar Minuten später stürzte der Sekretär mit einem Zeitungsblatt in der Hand ins Zimmer.

„Was ist denn los?" fragte Eskumir. „Diavolo" ist doch nicht etwa für das Lincoln-Rennen gestrichen?"

Der Sekretär wies nur stumm auf das Zeitungsblatt.

Der Lord nahm die Nummer des „Daily Echo" und las:

Der fidele Menschenfreund!

Lord Eskumir, der gestern den Vorsitz in der Versammlung des Dienstmädchen - Erziehungs - Instituts übernommen hatte, zeigte sich in brillanter Stimmung. Er sorgte für angenehme Abwechslung, indem er fast alle anwesenden Mädchen herzhaft abküßte. In seiner mit Humor gewürzten Rede sagte er, daß sein Wahlspruch von jeher gewesen wäre, „Küssen ist keine Sünde", und niemals hat er das wohl besser bewiesen, als gestern abend. In formvollendeter, glänzender Rede klärte er die Dienstmädchen über die Pflichten ihres Berufes auf. Sein Ausspruch: „Küßt niemals den Hausherrn, wenn die Hausfrau in der Nähe ist" wurde mit großer Heiterkeit aufgenommen."

„Bringen Sie mir diesen Kerl her — ich will ihn totschlagen!" brüllte Lord Eskumir.

„Ich nahm mir bereits die Freiheit, nach ihm zu schicken, und erwarte ihn jeden Augenblick," antwortete der Sekretär devot.

Bald darauf kam Rogers mit bleichem, verstörtem Gesicht ins Zimmer.

„Was soll das heißen, Sie Halunke!" schrie ihn der Lord an.

„Ich — ich hab' mich wohl gestern sehr dumm benommen," stotterte Rogers. „Aber es war nicht ganz meine Schuld. Als ich mir gestern meine Rede geholt hatte und Ihr Haus verließ, hielt mich ein Herr an und sagte, daß ich — er meinte wohl Sie, Mylord — ihm versprochen hätte, einige seiner neuen Weinsorten zu probieren. Ich sagte ihm, daß ich es sehr eilig hätte, aber er ließ mich nicht los. Ich fürchtete, Ihnen zu schaden, wenn ich unhöflich gegen ihn wäre. So ging ich also mit. Die schweren Weine scheine ich nicht vertragen zu haben. Als ich nachher in der Versammlung war, fehlte mir mein Manuskript. Ich mußte also ganz frei reden und — und — da sind wohl meine Gefühle etwas mit mir durchgegangen."

„Verd—," schrie der Lord. „Ich hätte Lust, Sie windelweich zu prügeln, Herr—rr!"

„Verzeihen Sie, Mylord," unterbrach ihn der Sekretär. „Wir können nur eins tun. Dieser Mann muß eine Erklärung an die Zeitungen schicken, daß Sie durch dringende Angelegenheiten gestern verhindert waren, und daß er als Ihr Vertreter — — usw. Natürlich muß er in dem Artikel demütig um Verzeihung bitten."

„Gut, arbeiten Sie das aus! Hoffentlich ist der Skandal noch zu unterdrücken. Und Sie — sind natürlich mit dem heutigen Tage entlassen, Sie — Sie versoffenes Subjekt!"

„Aber das ruiniert ja meine ganze Existens!"

„Zum Teufel mit Ihrer Existenz!"

„Ich habe doch Ihretwegen meinen Beruf aufgegeben, und hiernach komme ich doch nirgends mehr an!"

„Na, gut — ich gebe Ihnen 500 Mark, und dann fahren Sie nach Monako."

„Das würde gerade reichen, um mich drüben begraben zu lassen," entgegnete Rogers. „Wenn ich den Zeitungen den wahren Sachverhalt schilderte —"

„Aha — Erpressung!"

„Keine Erpressung, Mylord. Aber ich bin ein ehrlicher Mensch. Ich mußte meiner Mutter versprechen, nie zu lügen. Wenn ich nun meinen Namen öffentlich zu einer Lüge hergeben soll, so sind wohl 5000 Mark nicht zu viel!"

Lord Eskumir wurde puterrot und rannte erregt auf und ab. Aber sein Sekretär nahm ihn beiseite und sprach leise auf ihn ein. Da holte der Lord aus seiner Brieftasche tief aufseufzend ein paar Scheine und gab sie seinem Stellvertreter. — —

Zwei Tage später erhält er von einem großen Juweliergeschäft eine umfangreiche Rechnung. Sprachlos starrte er die fünfstelligen Zahlen an. Dann rief er seinen Chauffeur und ließ sich nach der Firma hinfahren.

„Das ist ein Versehen," sagte er zu dem Ladeninhaber. „Ich habe nichts von Ihnen bestellt, außer einem Armband vor zwei Monaten."

„Aber Mylord waren doch am letzten Dienstag selbst hier und wählten einiges aus. Leider ist mein Gehilfe, der Sie bediente, gerade zu Tisch gegangen. Sie hatten doch noch, nach acht Tagen die Rechnung zu senden, wenn Sie bis dahin nichts zurückgebracht oder umgetauscht hätten. Mylord ließen in der Eile noch das Manuskript Ihrer Rede hier liegen, die Sie an demselben Abend im Dienstmädchen-Erziehungs-Institut halten wollten. Das heißt, ich hatte nur in der Zeitung zufällig davon gelesen, daß Sie dort reden würden — denn Ihre Privatpapiere habe ich selbstverständlich nicht angerührt. Ich ließ Ihnen dann sofort durch einen Boten die Papiere in das betreffende Lokal bringen. — Uebrigens nehme ich selbstverständlich die Wertsachen auch heute noch zurück, wenn sie Mylord etwa nicht gefallen sollten —"

Zum größten Erstaunen des Geschäftsmannes griff Lord Eskumir plötzlich nach Hut und Stock und stürzte, einen fürchterlichen Fluch ausstoßend, auf die Straße hinaus. — —

Die Freuden eines Museums-Führers.

Der Führer durch das Britische Museum, dem die Leitung der Besichtigungen durch größere Truppe von erwachsenen Besuchern oder Schülern untersteht, Cecil Hallett, hat sich über seine Erfahrungen und Erlebnisse in einem Vortrag ausgesprochen, der auf die Leiden und Mühen eines Museums-Führers ein helles Licht wirft. „Den ganzen Tag über leite ich Führungen," so plaudert er, „und meine Zuhörer gehören allen Altersklassen an. Da in dieser Hinsicht gar keine Beschränkung besteht, so muß ich mich drein finden, über prähistorische Feuersteinwerkzeuge eine Korona zu belehren, in der sich auch Säuglinge auf dem Arm ihrer Mütter befinden. Die Unterrichtsbehörden haben eine deutliche Neigung, Kinder zu dem Besuch des Museums auszusuchen, die noch viel zu jung sind; es ist jedenfalls eine schwere Aufgabe, Dreikäsehochs in die Geheimnisse der Vorgeschichte einzuführen, wenn die jungen Studenten noch nicht einmal groß genug sind, um sich die Gegenstände in den Kästen einzusehen, sondern wenn sie zu diesem Behuf erst in die Höhe gehoben werden müssen. Dann besteht meistens der Wunsch, bei einem einzelnen Besuch zu viel zu sehen. Ein Lehrer, der mit seiner Klasse ins Britische Museum kam, bat mich z. B., den Kindern in einer Stunde einen Ueberblick über die Kultur der Aegypter, Assyrer, Griechen und Römer zu geben. Was die beliebtesten Abteilungen des Museums anbetrifft, so muß der erste Platz den Mumien eingeräumt werden, die fast immer das meiste Interesse erregen. Die „Entdeckung" des Britischen Museums rührt gewiß nicht erst von den Führungen her. Arme Leute haben es schon lange herausgefunden, daß es ein warmer und trockener Ort ist, wo sich's bei Kälte und schlechtem Wetter ganz behalgich weilen läßt. Ja in der Tat, man benutzt vielfach das Museum als Asyl für Obdachlose, und ständig herrscht die Gefahr der Ansteckung. Ich habe schon ein oder zweimal Kinder gefunden, die ansteckende Krankheiten hatten und direkt ins Museum geschickt worden waren, weil man sie nicht zu Hause behalten wollte.

— **Viel verlangt.** Käufer: „Ich möchte zehn Zigarren — nicht zu leicht und nicht zu kräftig!"

Verkäufer: „Jawohl, mittel!"

Käufer: „Aber nicht zu mittel!"

— **Jungbrunnen.** „Steht Ihnen entzückend — fünf Jahre jünger macht Sie so 'ne große Straußfeder!"

„„Wirklich? Und könnte man nicht noch sechs dazu stecken?""

Merkwürdige Naturschöpfung.

Der Asphaltsee auf Trinidad und seine Ausnutzung.

In den wunderbarsten Schöpfungen der Natur gehört wohl der Asphaltsee auf der Insel Trinidad, aus dem schon Kolumbus im Jahre 1498 Asphalt entnahm, um seine Schiffe zu kalfatern. Auf Grund eigener Anschauung macht über diese Naturmerkwürdigkeit ein deutscher Forscher interessante Mitteilungen. Der See hat eine Fläche von 40 Hektar Größe; wie tief er ist, weiß man nicht, doch hat man Bohrungen bis zu 60 Metern angestellt, ohne den Grund zu erreichen. Wenige Wasseradern durchschneiden die Oberfläche; der See selbst ist so hart, daß man ungefährdet darauf gehen kann; es hört sich dann an, als ginge man über eine Asphaltstraße. Löcher, die in die Asphaltschicht gegraben werden, füllen sich nach kurzer Zeit nach, und der See ist ständig in Bewegung.

Seit beinahe einem halben Jahrhundert wird diese scheinbar unerschöpfliche Asphaltquelle technisch ausgenutzt; in dieser Zeit ist der Spiegel, wenn man die harte Oberfläche des Sees so nennen will, um etwa zwei Meter tiefer geworden, so daß eine Erschöpfung der Asphaltvorräte in absehbarer Zeit ausgeschlossen erscheint. Gegenwärtig betreibt eine englische Gesellschaft den Abbau des Asphaltes. Große Asphaltblöcke werden mit der Hand losgehackt, zu Transportschiffen gebracht und von da an ihren Bestimmungsort, hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten, befördert. Der Rohasphalt ist mit Gasblasen durchsetzt. Es können täglich 1000 Tonnen gefördert werden, die Jahresbeute beträgt etwa 200,000 Tonnen, doch kann die Förderung bei starker Nachfrage im Jahre bis auf 300,000 Tonnen ansteigen. Zu einem geringen Teile wird der Rohasphalt an Ort und Stelle raffiniert.

In der Nähe des Asphaltsees findet sich im Boden das sogenannte Trinidaderöl, eine zähflüssige, schwarzbraune Masse, die höchstwahrscheinlich die Muttersubstanz des Asphaltes ist. Für die englische Regierung ist der Besitz des Asphaltsees eine gute Einnahmequelle, denn die Gesellschaft, die den See vorläufig bis zum Jahr 1930 abbaut, bezahlt außer einer Jahrespacht von $70,000 für jede Tonne Rohasphalt $1,25, für jede Tonne raffinierten Asphalt $1,90 Ausfuhrzoll. In den Vereinigten Staaten wird die Hauptmenge des Trinidadasphaltes verarbeitet. Hier legt man Straßendecken damit etwas anders an als in Europa. Während drüben Guß- und Stampfasphaltstraßen gebaut werden, haben wir einen sogenannten Walzasphalt, bei dem die Straßendecke durch Dampfwalzen komprimiert wird. Eine solche Walzasphaltstraße, die im Jahre 1876 angelegt worden ist, ist noch heute im Betrieb.

Der „Bauernschreck".

Seit einiger Zeit bringen steirische und kärnterische Blätter Berichte über Untaten des „Bauernschreck," eines unbekannten Raubtiers, das im Gebiete der Stubalpe Massenmorde unter dem Vieh begeht und ganz erheblichen Schaden verursacht hat. Am 19. Juni d. J. erhielt der Niederösterreichische Jagdschutzverein den ersten Bericht darüber, daß man eine infolge von Nebel erfolglos gebliebene Jagd auf jenes Untier veranstaltet hatte, dem schon damals 59 Schafe und 7 Rinder, darunter ein schwerer Ochse, zum Opfer gefallen waren. Inzwischen hat sich das Schuldkonto des Blutdürftigen bedenklich gesteigert, und man weiß heute noch nicht, ob es ein Luchs, ein Wolf, ein Leopard oder — ein Hund ist. Die Angaben über das Aussehen, die Spuren und Extremente des Wüterichs sind viel zu widersprechend, als daß man sichere Schlüsse daraus ziehen könnte.

Das Mitglied eines Grazer Jagdklubs, das sich zur Auskundschaftung und Abspürung des Untiers über eine Woche im Stubalpengebiet aufhielt, vermutet in ihm nach der Fährte eher einen Wolf oder entarteten Hund, als eine große Katze, einen Luchs oder Leoparden. Zu dieser Auffassung stimmt es, daß das Raubtier sein Opfer immer von hinten anfällt, es hetzt und bei den Keulen anreißt und augenscheinlich so lange verfolgt, bis es ermattet zusammenbricht. Anderseits befremdet es, daß man an den Opfern immer Eindrücke von Krallen wahrgenommen haben will, wie sie von einem Wolf oder Hund kaum herrühren können. Alle katzenähnlichen Raubtiere pflegen ihre Beute vorn anzufallen. Das Untier weilet erwiesenermaßen heute hier und morgen dort und ist offenbar imstande, in der Nacht viele Meilen zurückzulegen. Von fachmännischer Seite wird eine im allergrößten Stil angelegte Treibjagd mit Requisition von Militär und aller Jäger und Bauern der Gegend geplant.

Der Mabagasse kennt nicht die Bezeichnungen „rechts" und „links", sondern gebraucht nur die für die Himmelsrichtungen, z. B. „dein östlicher Arm".